

Eine Notwendigkeit der Stunde.

Aber diese Bedenken sind endgültig weggefallen, und so erhebt sich denn für ganz Österreich die Frage, ob nicht die Umwandlung der Kirchenbeiträge in Kirchensteuern eine Notwendigkeit der Stunde wäre. Große Vorteile ergäben sich daraus für die Kirche und die Gläubigen. Ein Vorteil für beide wäre allein schon darin zu sehen, daß sich die Einhebung der Kirchensteuer durch den Staat wesentlich billiger stellen würde, als dies heute der Fall ist. Genaue Berechnungen haben ergeben, daß die Verbilligung ungefähr sieben Prozent betragen würde. Dies allein schon würde der Kirche die Möglichkeit geben, die Kirchenbeiträge zu senken beziehungsweise größere soziale Ermäßigungen, zum Beispiel für Verheiratete und für kinderreiche Familien, zu gewähren. (Denn die jetzigen diesbezüglichen Bestimmungen sind recht gering und stehen nicht im richtigen Einklang mit den Forderungen der Kirche auf diesen Gebieten.) Aber auch noch aus einem anderen Grund wäre es möglich, die Höhe der Kirchensteuer im Vergleich zu den Kirchenbeiträgen zu senken: Die Einhebung der Steuer durch den Staat würde es mit sich bringen, daß alle Angehörigen der Kirche, mögen sie Lohn- oder Einkommensteuer bezahlen, erfaßt würden, und zwar sehr genau. Der Kirche würden deshalb weit größere Summen wie bisher zufließen, selbst bei Senkung der Sätze.

Fast alle Angehörigen der katholischen Kirche in Österreich, die Lohn- oder Gehaltsempfänger sind, würden die Kirchensteuer als einen Vorteil ansehen und begrüßen. Denn durch dieses System würde ihnen allwöchentlich oder allmonatlich gleich ein gewisser Betrag als Kirchensteuer vom Lohn oder Gehalt abgezogen werden. Dies aber würden sie finanziell viel weniger spüren, als wenn sie am Ende des Jahres eine mehr oder minder große Summe auf einmal auf den Tisch des kirchlichen Finanzamtes legen müßten. Daß er am Monatsende – oder Wochenende – nur so und soviel auf die Hand bekommt, nimmt der Österreicher hin, aber daß er von diesem Nettobetrag auch noch Steuern zahlen muß, ärgert ihn zumindest innerlich. Wird er vielleicht auch noch gemahnt, weil er die Zahlung des Kirchenbeitrages „vergessen“ hat, dann kann es vorkommen, daß sogar gute Katholiken sich auch äußerlich aufregen.

Den Josephinismus zu beseitigen, ist auf vielen Gebieten gelungen. Nur teilweise oder auch gar nicht ist es gelungen, dem österreichischen Katholiken beizubringen, daß er sich seine Kirche „etwas kosten lassen soll“: ein Standpunkt, den die amerikanischen, deutschen und holländischen Katholiken schon in einer geradezu großartigen Weise kennen und verwirklichen. Die Einführung der Kirchensteuer ist ein Weg, dem Österreicher sanft und langsam diese Einstellung beizubringen, und der Kirche alle jene notwendigen Mittel zu verschaffen, die sie für ihre Aufgaben in dieser Welt benötigt.

PASTORALFRAGEN

JOSEF LENZENWEGER

Darf die Kirche tolerant sein?¹

Diese Frage ruft in unserem Gedächtnis sofort eine Reihe von Erinnerungen wach; denn jede Zeit, angefangen von Christus und Augustinus über Inquisition und Aufklärung bis zur Gegenwart, hat Antwort darauf gegeben – in ihrer Art und je

¹ Ungekürzte Fassung eines Vortrages, der am 31. Juli 1964 im Österr. Rundfunk gesendet wurde.

nach ihren Erkenntnissen. Namen wie Nikolaus von Cues und Gotthold Ephraim Lessing werden sofort vor unser geistiges Auge treten. Die Vielfalt der möglichen und der tatsächlich gegebenen Antworten läßt es für richtig erscheinen, klare Begriffe zu schaffen, bevor wir auf die historische Betrachtung und eine abschließende Beurteilung dieses gewiß aktuellen Problems eingehen.

Das Wort „tolerant“ kommt vom lateinischen „tolerare“ = dulden, ertragen, aushalten. Tolerant ist also derjenige, der einen anderen oder etwas anderes erträgt. Auf unseren Fall angewendet derjenige, der Menschen anderer Gesinnung erträgt, aushält, erduldet, ja vielleicht noch mehr, sie sogar liebt.

Auch das Wort „Kirche“ sei in diesem Zusammenhang erklärt. Als Lehnwort aus dem Griechischen besagt „Kirche“ das dem Herrn gehörige Haus oder die dem Herrn Gehörigen, also die Gemeinschaft aller Gläubigen, die sich dem Herrn verpflichtet fühlen, die den ehrlichen Willen haben zu tun, was Christus der Herr von ihnen verlangt.

Was den staatlichen Bereich betrifft, haben wir uns wohl längst von der Devise des Sonnenkönigs getrennt: „L'état, c'est moi“, der Staat bin ich. Auch unter der Kirche, die wir als Gemeinschaft aller Gläubigen definiert haben, verstehen wir heute nicht nur das Papsttum oder Papst und Bischöfe zusammen oder etwa allein den Klerus. In unseren Tagen setzt sich die Erkenntnis von der Mündigkeit des Laien – Gott sei Dank – immer mehr durch. Allerdings bedeutet dies auch eine größere Verantwortung des einzelnen. Die Frage, ob die Kirche tolerant sein darf, berührt daher nicht nur die an der Spitze der Kirche Stehenden, sondern alle Getauften. Sie wird daher für jeden einzelnen Christen zu einer persönlichen Frage, auf die er durch sein Leben Antwort zu geben verpflichtet ist.

Seit dem Eintritt Christi in das Leben der Menschen, geht die Kirche nun beinahe schon zwei Jahrtausende durch die Geschichte. Ihre Aufgabe ist es, immer wieder die Lehre Christi zu künden, gelegen oder ungelegen, mit Nachdruck und Güte; immer jedoch in einer Form, die zeitgemäß ist. Glaubenswahrheit und wissenschaftliche Erkenntnis können sich im tiefsten nicht widersprechen, denn sie kommen aus derselben Quelle, nämlich aus Gott.

Christus selber gab uns ein Beispiel gelebter, ungeheuchelt aufrichtiger Toleranz bei aller Festigkeit und Überzeugungskraft der Gesinnung und Lehre. Seine Wonne war es, den Menschen zu helfen, sich für sie zu opfern bis zum Tod am Kreuze.

Wenn zum Beispiel die Jünger die Kinder abwehrten: Christus ließ sie zu sich, ertrug sie, erduldet sie, liebte sie. Er hatte sogar Verständnis für die Ehebrecherin, ohne ihre Sünde gutzuheißen. Er sprach mit der Samariterin am Jakobsbrunnen, obwohl sie nicht der Religion seines Volkes anhing, und welche Geduldsproben verlangten seine Apostel von ihm in ihrer langsamen Auffassungskraft und in ihrem wiederholten Versagen. Ausgerechnet Petrus, der großsprecherisch versichert hatte: „Wenn alle untreu werden, so bleibe ich dir treu!“, und dann ein paar Stunden später vor der Magd des Hohenpriesters seinen Herrn verleugnete, den machte er zum Sprecher seiner Apostel. Der gleiche Christus, der die Pharisäer und Schriftgelehrten in ihrer Selbstgerechtigkeit Schlangenbrut und Natterngezücht nannte, fordert uns auf, auch die andere Wange hinzuhalten, wenn wir auf die eine geschlagen wurden.

Die Christen genossen in den ersten Jahrzehnten der Ausbreitung ihrer Lehre durchaus den Schutz jener Toleranz, die das Römische Reich der kleinen Minderheit der Juden gegenüber gewährte. Allmählich aber erkannten die Behörden, daß es sich hier um eine neue Religion von brisanter Durchschlagskraft handelte. Tapfere Männer und Frauen aus allen Gesellschaftsschichten schlossen sich der Bewegung an. Der römische Staat, in dem das Heidentum die einzige erlaubte

Religion war, sah sich veranlaßt, gegen diese Verweigerer des Kaiserkultes und diese, wie man fälschlich glaubte, gottlosen Menschen aufzutreten. Blutige Verfolgungen flammten da und dort auf, in Rom unter Nero, in Kleinasien und in Südgallien, von Spanien und Nordafrika nicht zu reden. Als dann gar unter Septimius Severus das christliche Bekenntnis, genauer gesehen der Empfang der christlichen Taufe als Delikt gegen den römischen Staat gebrandmarkt und verfolgt wurde, da trat einer der tüchtigsten und beredtesten Verteidiger der jungen Kirche auf den Plan. Der feurige Advokat Tertullian von Karthago verlangte mit überzeugenden Worten in der uns noch erhaltenen Schrift „Apologeticum“ öffentliche Duldung und Anerkennung für die Christen, da sie genauso loyale Staatsbürger seien wie alle anderen und keines Verbrechens überwiesen werden könnten. Doch er und seine Gefährten erkämpften die Toleranz für das Christentum noch nicht. Unter Decius wurden die Christen im ganzen Imperium wieder verfolgt. Der Kaiser war der Meinung, der unaufhaltsame Niedergang des Römischen Reiches hinge mit dem Zorn der alten Götter zusammen, die deswegen böse seien, weil so viele Bewohner des Reiches nicht mehr den gewohnten Kult leisten wollten. Die schwerste Verfolgung war aber wohl die unter Diokletian, der eine vollendete Militärmonarchie eingerichtet hatte und dem seine Generäle einzureden wußten, die Christen könnten keine verlässlichen Soldaten sein, weil sie dem Kaiser nicht unbedingten Gehorsam leisten wollten, sondern gesonnen waren, stets ihrem Gewissen zu folgen.

Wenn auch Galerius auf dem Totenbette den Christen schon eine gewisse Duldung verschaffte, so schlug die Stunde der Freiheit für die Christen doch erst unter Kaiser Konstantin dem Großen. Dieser traf sich im Frühjahr 313 mit Licinius, dem Kaiser von Ostrom, und vereinbarte mit ihm, daß in Zukunft neben der heidnischen Religion, deren oberster Priester er blieb, auch die der Christen öffentlich-rechtliche Anerkennung besitzen solle. Nach drei Jahrhunderten hatten also die Christen für sich erlangt, was sie nach dem Programm Christi Vertretern anderer Gesinnungen auch gewähren sollten. Dabei war die gewaltsame Unterdrückung für die heranwachsende Kirche lange nicht so gefährlich gewesen wie die erbitterte Feindschaft der heidnischen Philosophie, die die Christen als lächerliche Finsterlinge und ungebildete Menschen verächtlich machte. Die Kirche aber hatte sich immer bemüht, für alle da zu sein; sie machte in ihrer Liebestätigkeit, die für die damalige Zeit einmalig und unerhört war, keinen Unterschied zwischen Christen und Heiden und verschwendete ihre ungeheuchelte Nächstenliebe an alle.

Mit dem Eintritt in die Freiheit brach für die Kirche eine ganz neue Zeit an. Aus der Duldung des Christentums erwuchs die Gleichstellung der christlichen Religion mit der heidnischen. In das Denken der Kirche und ihrer verantwortlichen Führer strömte auf breiter Front die Gesinnung des römischen Imperiums ein, auch die des römischen Rechts. Ungeahnte Möglichkeiten boten sich, aber auch neue Gefahren stiegen damit herauf. So bedeutete die Erhebung der christlichen Religion zur alleinigen Staatsreligion im Jahre 371 durch Theodosius nicht nur eine sehr wichtige Förderung der Kirche, sondern auf der anderen Seite auch eine Begrenzung der durch die Christen nun zu übenden Toleranz. Nur zu leicht verhöhnte man nun das Heidentum als Religion der Dörfler und waren Beamte geneigt, auch um ihrer Karriere willen dem Christentum abgeneigte Strömungen zu unterdrücken.

Selbst Augustinus erlebte einen solchen Seelenkampf. In Nordafrika waren nämlich die Donatisten von staatswegen verboten worden. Sie bildeten eine schismatische, national-afrikanische Kirche der „Reinen“. Zur besseren Durchsetzung ihrer Ziele hatten sie sich sogar Partisanengruppen geschaffen. Nicht nur einmal entging Augustinus durch eine glückliche Fügung den Zugriffen seiner Gegner. Wie sollte

er sich nun verhalten? Zunächst einmal setzte er sich dafür ein, daß die Todesstrafe nicht angewendet wurde. Dann aber reflektierte er besinnlich: Handelt es sich bei den Donatisten nicht um Schlaftrunkene, die man vom Abgrund zurückreißen muß? Sind sie nicht Kranke, die zu heilen man verpflichtet ist, auch wenn sie selber nicht wollen! So kommt der große Bischof von Hippo in bester Absicht zu Schlußfolgerungen, wie sie praktisch auch der so außerordentlich verhängnisvollen und bedauerlichen Ketzergesetzgebung späterer Jahrhunderte eigen waren. Die Sorge um die Kirche und um die Wahrheit verleitete sie zu einem Verhalten, das uns Menschen des 20. Jahrhunderts, die freilich nur allzu leicht die eigenen Unmenschlichkeiten vergessen, christentumfremd erscheinen mag.

Dabei hat der gleiche Papst, der die Inquisition mit besonderem Nachdruck förderte, nämlich Gregor IX., auch den Grundsatz verkündet, den Juden müsse durch die Christen dasselbe Wohlwollen zugewendet werden, wie wir es für jene Christen wünschen, die mitten unter den Heiden leben müssen. Auch die Papst-Kaiserkämpfe und Kreuzzüge des Mittelalters sind Ausdruck dieser Gesinnung.

Sympathisch steht an der Wende zwischen Mittelalter und Neuzeit deren „Pfortner“, wie man Nikolaus Krebs von Cues an der Mosel nennt, der Bischof von Brixen und Kardinal-Priester von San Pietro in Vincoli. Er sprach von der „coincidentia oppositorum“, vom Ineinanderfallen der Gegensätze, und hatte darum auch sogar damals für die so hart bekämpften Muselmanen Verständnis. Eine ähnliche Natur war Erasmus von Rotterdam.

In den Stürmen der Glaubensspaltung flammte allerdings die Intoleranz nochmals heftig auf. Konfessionelle Engstirnigkeit war hüben und drüben vertreten. Der Augsburger Religionsfriede, der dem Landesfürsten das Recht gab, die Religion seiner Untertanen zu bestimmen, ist ein Zeugnis dieser Intoleranz. Daneben fehlten aber auch nicht irenische Naturen. Petrus Faber, einer der ersten Gefährten des Gründers der Gesellschaft Jesu, betete für alle: für den Papst, für den König von Frankreich, für Heinrich VIII. von England, der seine Kirche von Rom getrennt hatte, für Martin Luther, für den Großmogul und für Philipp Melanchthon, den Redaktor der Confessio Augustana. Von ähnlicher Geisteshaltung war Franz von Sales, der berühmte Bischof von Genf-Annecy.

Nach blutigen Glaubenskriegen setzte sich im Zuge der Aufklärung die Toleranz-Idee durch. Sie wurde auch für die Kirche von entscheidender Bedeutung. Altchristliches Gedankengut wurde damit über alle Grenzen hinweg in Erinnerung gerufen. Duldsamkeit gegenüber Andersdenkenden hatte in katholischen und evangelischen Ländern freie Religionsausübung zur Folge. Die Trennung von Kirche und Staat in den Vereinigten Staaten, nicht immer zum Schaden der katholischen Kirche durchgeführt, blieb nicht ohne Beispielserfolg für das sogenannte „Christliche Abendland“. Eine immer deutlichere Abkehr der Kirche von der weltlichen Macht, versinnbildet durch den 1929 ausgesprochenen Verzicht auf den großen Kirchenstaat, führte zu einer Verinnerlichung und zum Freiwerden neuer Kräfte für die geistige Eroberung der Welt.

Die christlichen Bekenntnisse haben es auch gelernt mehr als jemals zuvor, sich auf das Gemeinsame zu besinnen. Die ungeheure Bedrohung von außen ließ auf das Trennende mehr vergessen und stellte das Gemeinsame in den Vordergrund. In der Person des aus konservativer Geisteshaltung stammenden Papstes Johannes XXIII. erstand ein Pionier christlicher Toleranz in wahren und ungeheucheltem Sinn, wie es niemand erwartet hätte. Der Papst des „Überganges“ führte wirklich in einem ganz anderen Sinne, als man angenommen hatte, diesen Übergang herbei.

Die verheißungsvolle Begegnung zwischen Paul VI. und Athenagoras ist symptomatisch für die neue Entwicklung des Verhältnisses zwischen den christlichen

Konfessionen und darüber hinaus. Denn das Konzil bereitet eine Erklärung über die Beziehung zu den Juden vor, und neben dem Sekretariat für die Vereinigung der Christen wurde auch ein solches für die Beziehungen zu den anderen nicht-christlichen Religionen in unseren Tagen eingerichtet.

Die Kirche erhielt von Christus den Auftrag, allen Völkern seine Botschaft zu künden. Sie muß es zeitgemäß und zeitgerecht tun. Bei unserem kurzen Gang durch die Kirchengeschichte konnten wir bemerken, daß sich die Kirche dabei im allgemeinen von zwei verschiedenen Prinzipien leiten ließ: dem einen der Bewahrung und Beharrung und dem anderen der Freiheit und des Fortschritts. Je nach den Umständen wurde das eine oder andere Motiv mehr in den Vordergrund gestellt. Es ist klar: Die Wahrheit als solche, soweit sie der gebrechliche Mensch mit seinen beschränkten Mitteln überhaupt erkennen kann, bleibt für alle Zeiten die gleiche. Sie hat von der Natur her das Bestreben, verbreitet zu werden. Es gibt Grundwahrheiten, an denen nicht gerüttelt werden kann. Es gibt aber auch so und so viele zweitrangige Ableitungen, die stets den jeweils verschiedenen Verhältnissen angepaßt werden müssen. Hier ist Spielraum, selbst im rein kirchlichen Bereich, für Toleranz im wahrsten Sinn des Wortes geboten. Mit dem Fortschritt der Profanwissenschaft können außerdem unsere theologischen Erkenntnisse vertieft werden. Freilich liegt darin auch der Keim zu einer gewissen Ungesichertheit unserer Behauptungen, die der Relativität jeder profanen Wissenschaft entspricht. Wenn manche wertvolle Menschen ohne eigene Schuld aus der Kirche hinausgewachsen sind, mag auch mitgespielt haben, daß wir ab und zu weniger Wesentliches und Gesichertes ungebührlich in den Vordergrund gerückt haben, daß unsere Taten nicht mit unseren Worten übereinstimmten. Damit ist nichts gesagt gegen den göttlichen Ursprung der Kirche, aber die Irrtumsfähigkeit und Sündhaftigkeit ihrer menschlichen Mitglieder aufgezeigt. Es ist daher unsere Auffassung: Ist jemand nach gewissenhafter Prüfung von seiner Überzeugung durchdrungen und lebt er in der Meinung, daß sein Weg richtig sei, dann hat er nicht bloß das Recht, sondern sogar die Pflicht, dieser Anschauung gemäß sein Leben einzurichten. Wenn seine Lebensanschauung von unserer verschieden ist, so haben wir die Verpflichtung, die Gesinnung des anderen zu respektieren, sie zu achten. Damit sagen wir keineswegs, daß der andere im Recht sei, werden uns aber bemühen, ihn zu verstehen. Toleranz heißt also für den Christen nicht Grundsatzlosigkeit, Relativierung aller Werte, Aufgabe seiner Überzeugung, wohl aber allen Menschen gegenüber Begegnung in der Gesinnung aufrichtiger Nächstenliebe und Hochachtung. Duldsamkeit ist eine sehr wichtige Form der Nächstenliebe, durch die wir aber nicht entbunden werden von der Verpflichtung, den anderen für die erkannte Wahrheit zu gewinnen. Dabei wird oft unsere christliche Tat mitreißender sein als ein unklug angebrachtes Wort.

Damit sind wir so weit gekommen, daß wir Antwort geben können auf die gestellte Frage: Kann die Kirche tolerant sein? Ja, selbstverständlich kann sie tolerant sein, wenn wir darunter liebevolles Verständnis für alle Andersdenkenden ohne Aufgabe der eigenen Gesinnung begreifen. Wir gehen noch weiter: Die Kirche kann nicht bloß tolerant sein, sie muß es sein, wenn sie Christi Erbe hüten will. Bei dieser Erkenntnis stellen wir uns nicht mit dem Pharisäer nach vorne, um dem lieben Gott zu beteuern, wie tüchtig wir immer schon gewesen seien, sondern wir leisten lieber dem Zöllner Gesellschaft in demütiger Erkenntnis unserer Unzulänglichkeit und der gemachten Fehler.